

(Nachdruck verboten.)

391

## Vor dem Sturm.

Roman von M. E. delle Grazie.

„Liebe Gräfin,“ begann er so ruhig als möglich, „wie es mir geht, ist wenigstens in diesem Augenblicke gleichgültig. Auch ist es, wie Sie wissen, sonst durchaus nicht meine Art, mich in die Angelegenheiten anderer einzumengen. Wenn es sich aber um das Wohl und Wehe von Seelen handelt, für die ich einmal verantwortlich bin, darf ich selbstverständlich auch davor nicht zurückscheuen. Wenn ich also heute gezwungen bin, mich Ihnen von einer anderen Seite zu zeigen, bitt' ich Sie, das nicht dem Grafen Gallenberg aufs Kerbholz zu schreiben, sondern es als das zu estimieren, was es ist: meine jeßsorgliche Pflicht!“

„Mon dieu —“ stammelte Lolette, immer besangener. „Ja um — welche Seel' handelt sich's denn?“

„Um Ihre eigene!“

Kurz, hart, laut flog es von seinen Lippen. Nun mußte sie endlich Rede stehen.

Lolette blieb eine ganze Weile stumm. Das kam ihr wirklich unerwartet! Wenn sich der gute Gallenberg auch schon ein halbes Jahr ferne gehalten, sein von Tag zu Tag sich immer voller rundendes Bäuchlein hatte ihr jede Sorge benommen, daß der Mensch „emotionell“ sei, oder jemals so unangenehm werden könnte. Und nun . . . Da hat man's! dachte sie. Alle möglichen und unmöglichen Ausflüchte wirbelten ihr eine Weile durch das erhitzte Köpfchen. Klug und gefaßt war sie ja nie gewesen; immer so ganz das Geschöpf ihrer Laune, die Beute des eigenen Blutes. Im Innersten schwach und nachgiebig, wie alle Weiber ihrer Art. Aber, daß sie nun dastehen sollte und das anhören, in ihrem eigenen Haus, von ihrem eigenen Pfarrer . . .

„Wenn jetzt der Klamert da wär!“ flog es ihr durch den Kopf und merkwürdig: schon der bloße Gedanke seiner Nähe gab ihr plötzlich eine Haltung, die ihr alle Reden Nietes bis jetzt vergeblich zu suggerieren gesucht. Es war der Mann, der plötzlich an ihrer Seite stand und er war der Rechte, der einzige, den sie brauchte. Strich d'runter! entschied Lolette. Als sie dem guten Gallenberg wieder in das feiste Gesicht sah, wäre sie fast in ein Lachen ausgebrochen. Der kam gar ihrer — Seele wegen! Gemach, dachte sie, noch haben wir einen Leib! Und aus dem Lachen wurde ein Lächeln, als sie erwiderte: „Wissen S' was, lieber Gallenberg? Meine Seel', die lassen S' meine Sorge sein. Und was Sie mir da sagen wollen und sich doch nicht recht traun, mir's zu sagen . . . denn schließlich“ — sie hob sich auf den Behen, um etwas größer zu erscheinen — „nit wahr, schließlich bin ich ja doch die Patronatsherrin? Na, also seh'n S'! Das alles hat mir der Dominikaner in Znaim viel ungenierter g'sagt.“

„Ei ei —“ stieß Seine Hochwürden ganz verdukt hervor. „Und er hat sie absolviert?“

„Weil er mich diesmal noch hat absolvieren dürfen,“ erwiderte Lolette mit einem Selbstbewußtsein, das um so stärker war, als es ihr zum erstenmal passierte, sich im Glanze der eigenen Tugend zu sonnen. „Freilich“ — und nun lachten ihre Schelmenaugen ihn allen Ernstes aus — „für's nächstemal könnt' ich nit mehr gutsteh'n!“

„Seh'n Sie,“ fuhr Gallenberg los. „Seh'n Sie!“ Und mit einem Blick nach oben: „So bin ich also doch zur rechten Zeit gekommen!“

„Pardon, mein lieber Gallenberg,“ lächelte Lolette amüsiert, „aber wenn Sie vielleicht mit diesem „Zurechtkommen“ das „Zurechtbeugen“ meinen —“

Der Dekant hob wie beschwörend die Hände. „Liebe Gräfin . . . wir sind ja unter uns, und so darf ich Ihnen sagen, daß mir nicht nur das Heil Ihrer Seele — sondern auch das Schicksal Ihrer charmanten Persönlichkeit nahegeht. . . Wenn also nur ein Funke von Frauenstolz und Standesbewußtsein noch in Ihnen lebt —“

„Dann nehm' ich mir einen adeligen Leppen und lass' mir Schönbad ganz runterbringen, nicht wahr?“ höhnte Lolette.

„Nein, mein lieber Gallenberg. Und Seh'n S', wenn man's

von der Seit'n nimmt, sind's heut wirklich zu recht' kommen. Denn für das, was ich mit dem Klamert in der nächsten Zeit vorhab', für das wollt' ich mir ohnehin Ihren Segen erbitten . . .“

Der Graf fuhr wie gestochen empor . . . „Meinen Segen für — für . . .“ Seine Stimme überschlug sich.

„Aber lieber Gallenberg,“ rief Lolette. „Wenn S' das so weitertreiben, trifft Ihnen ja noa' ein Schlag. Und wenn das in mein'm Voudoir g'schehet, nach ein' so intimen Szene . . . denken S', was die Leut' am Ende sagen! Also —. Aber trinken's erst ein Glas Wasser, ja?“ Sie nahm die Karaffe, die auf dem Kamin stand und schenkte ihm ein . . . „Heirat'n werd' ich den Klamert. Dann hab' ich Ruh', hat er Ruh' und Sie und der Dominikaner erst recht.“

Seine Hochwürden hatten das Glas ergriffen, stellten es aber sofort wieder auf den Tisch zurück. Es wär' ihm sonst wohl entglitten, so sehr zitterten seine weichen, wohlgepflegten Patzshände. „Heiraten — Sie — den . . .“ Er mußte sich wieder setzen.

Lolette aber schien förmlich zu wachsen, als sie erwiderte: „Das, lieber Gallenberg, ist meine Sach'!“

„Pardon — Pardon!“ Es war doch wieder der Weltmann, der sich besann. Aber freilich, unter welchem Titel durfte er hier noch länger verweilen? Mit einem förmlichen Gruß empfahl er sich.

Als er draußen war, steckte Lolette den Kopf zum Fenster hinaus. Der Nebel hatte soeben zu spielen aufgehört, und da und dort standen die schäfernden Paare beisammen, näher als sonst, wie der Rausch dieser Nacht sie eben gepackt und zusammengeführt. Abseits von all den anderen aber lehnte dort einer an der Mauer des Stalles und starrte zu ihren Fenstern empor. Er war's. Der Mond sah ihm gerade ins Gesicht. Wie ein Rausch packte es auch die junge Schloßfrau.

„Der Klamert soll 'rauskommen,“ rief sie zum Fenster hinab.

Die Paare fuhren auseinander — da und dort kicherte eine Dirne leise auf. Um die Sache so harmlos als möglich erscheinen zu lassen, begann der Nebel ein neues Tanzstück zu spielen.

Auch der alte Breiner hatte den Ruf seiner Herrin gehört, und als der Burck bei Lolette eintrat, klopfte auch der Kammerdiener an die Tür . . . Ganz wie von ungefähr.

„Frau Gräfin befehlen?“  
Sie ließ einen spöttischen Blick über ihn gehen und erwiderte ruhig: „Sag' er den Leuten, daß ich ein bißerl Kopfschmerzen spür' und gern Ruh' haben möcht'. Wenn's woll'n, können's beim Wirt unten weitertanzen. Ich zahl' heut' alles.“

„Sie wird den Klamert entlassen,“ dachte der alte Diener und der Burcke erwartete im selben Augenblick nicht viel Besseres von seinem Schicksal. Natürlich . . . der Pfarrer war dagewesen.

Rausch und leise glitt der alte Breiner hinaus. Endlich! dachte er. Damit ging er zu den Leuten hinab. Das sollte heute ein sorgloser Schlaf werden.

### 7. Bauernfriedhof.

Sommer und Herbst waren vergangen, aber im Dorf säßlich einer herum, der es kaum bemerkte — Jüry. Wortkarg oder stumm schritt er täglich an seine Arbeit, tat, was gerade getan sein mußte, ging zur Kirche, weil er es so gewohnt war, legte sich mit einem Gebet auf der Lippen zur Ruhe, weil es bei ihm daheim immer so Brauch gewesen und fühlte doch dumpf, daß etwas in ihm sich gegen all dies empöre — immer lauter, immer heftiger. Wie eine heimliche Bosheit war es, vor der er selbst erschrak, die ihn von Tag zu Tag störriger und unwilliger machte, ihn selbst in seinen Träumen nicht mehr zur Ruhe kommen ließ und um so quälender war, als er auch kein Wort darüber laut werden ließ, alles in sich hineinwürgte, in der feuchten Gewohnheit dieses tragischen Schweigens, das die Leiden des Volkes noch einmal so herb macht.

Und doch . . . wenn er alles so bei sich überdachte, was war denn eigentlich geschehen? Sie hatten ihm seine Anna lieke tot ins Haus gebracht. Am Abend desselben Tages, als sie ihm bei dem Gutsherrn die Freiheit erbeten hatte und er

fast etwas beschämt von der raschen Verzeihung des „gnädigen Herrn“, mit sorgloser Seele wieder heimgekehrt war, bereit, nun auch seinerseits zu vergeben und zu vergessen. Aber — wen konnte er dafür zur Rechenschaft ziehen? Doch nur sein Kind selbst, das sich, noch erregt von der Freude des Erreichens, etwas zu weit an den Reich gewagt hatte, dabei in den Sumpf geraten und erstickt war, wie seinerzeit auch ein Jäger des gnädigen Herrn. Dergleichen konnte alle Tage geschehen ohne daß jemand dafür zur Verantwortung zu ziehen war. Gott hatte es eben geschehen lassen. Derselbe Gott, dem Jürn und die Seinen in Demut und Treue gedient, so laßt er nur denken konnte.

Nicht die Spur einer Svaltkat hatte man an der Leiche entdeckt. Und der erwäger des gnädigen Herrn, der einzige Zeuge jener dunklen Stunde, berichtete, daß er die Annaliese noch lebend gesehen, gerade in dem Augenblick, als sie den gnädigen Herrn bittlich anging. „Im freien Felde“, wie er jedesmal hinzufügte, mit dem Anflug eines gewissermaßen ritterlichen Tones, der nicht nur über die Leiche, sondern auch über die Ehre des Mädchens den blanken Schild des Augengegeners hielt.

So kam es, daß kein Mensch im Dorf etwas Arges dachte und selbst der Bezirksarzt bei der „Beschau“ gerade nur das Notwendigste tat. Es war ja für jeden nur einigermaßen Kundigen klar, daß die Annaliese erstickt sei. Dualvoll langsam, wie man eben in einem Sumpf erstickt, wenn man unbefonnen genug ist, sich so weit vorzuwagen. Warum sich die Unglückliche aber so weit vorgewagt, das zu ergründer war nicht die Sache des Arztes. Und übrigens hatte der Herr Doktor Eile. Der Herr Graf war so gnädig gewesen, ihn zum „Diner“ zu laden, um sich von ihm selbst über die ganze traurige Angelegenheit Bericht erstatten zu lassen. Große Herren läßt man nicht gerne warten.

Als der Champagner kam, war der Herr Doktor bereits so redselig geworden, daß er Seiner gräßlichen Gnaden mit einem faunischen Lächeln nicht nur über die Todesursache, sondern auch über einige, ganz besondere Reize des jungen Körpers Bericht erstattete. „Eine bäuerliche Virago“, fügte er mit einem gleichsam genießenden Schmunzeln hinzu. „Und ganz intakt, wie mir schien, obgleich sie bereits seit einem Jahre versprochen war, wie man erzählt.“

Der Herr Graf hörten teilnahmsvoll zu, seufzten leicht auf und bliesen mit einem ebenfalls nicht ganz ungefälligen Lächeln den Schaum von seinem Champagner: „Schade!“

Dann wurde die Annaliese begraben.

Der gute Cyrill Weiß, der sie von Kleinauf gekannt, hielt ihr am offenen Grabe einen Nachruf, der das ganze Dorf zu Tränen rührte. Wie ihre letzte Tat so ganz eine Tat der Kindesliebe gewesen, rein und schön, aus eigenstem Entschlusse geboren, und daß man sich der unergründlichen Weisheit des Schöpfers beugen müsse, die es zugelassen, daß sie gerade nach dieser schönen Tat vom Tode überrascht wurde, ehe die „Vorsehung der Welt“, wie die heilige Schrift sagt, „ihren Sinn verderben konnte“.

„Dunkel ist alles Weltgeschehen“, meinte der Gute zum Schlusse, denn „meine Wege sind nicht eure Wege“ spricht der Herr. „Setzen wir also unser Vertrauen um so inniger in die Gnade des Herrn, die als ewiges Licht von Anbeginn dort drüben erstrahlet und in Ewigkeit nun auch ihr leuchten möge, Amen!“

Wenn er es aber bei sich selbst überdachte, kam der gute Cyrill Weiß gerade für seine Person über „das Dunkel“ dieses Geschehens nicht hinweg. Er kannte Seine „gräßliche Gnaden“ aus dem — Veichtstuhl; hatte mehr als eine der Geschichten, die in der „Schweighütte“ immer so lustig begannen, sich im Veichtstuhl unter dem Geschluche der unglücklichen Geschöpfe wiederholen lassen müssen. Aber — was half es? Sein Veichtstuhl war ja auch eine „Schweighütt'n“. Und eine noch viel abgründigere. Denn was da hineinfiel, das kam nie mehr ans Licht des Tages.

(Fortsetzung folgt.)

## Der sittliche Staat.

Von Erich Schläpfer.

Wenn der tugendhafte preussische Staat ein Drama verbietet, in dem ein sexuelles Problem behandelt ist, oder das Bild eines Künstlers aus dem Schaulustigsten reißt, erleben wir im besonderen in der bürgerlichen Presse immer daselbe dramatische Spiel von

Rede und Gegenrede. Das Drama ist unsittlich, schmauzt der preussische Staat, und speert das Buch in den Kasten. Was, das soll unsittlich sein? sagt die bürgerliche Presse und schlägt verwundert ihre treuen blauen Augen auf, sehen Sie denn nicht, daß das Kunst ist, und zwar eine ganz ernsthafte und reine Kunst? In den preussischen Polizeischädel aber will das nicht hinein, und darum folgen nun in stattlicher Zahl die wohlwolligen Argumente, warum das Drama als sittlich und als ein Kunstwerk zu betrachten sei. Die ganze schöngeistige Diskussion wird auf dem der über den tieferen Urinstinkt aller Zensurverbote unterrichtet ist, immer einen humoristischen Reiz ausüben, und zwar liegt der Reiz im allgemeinen auf humoristischem Gebiet, was insofern merkwürdig ist, als die Diskussion selber immer einen melancholischen Verlauf zu nehmen pflegt. Als Ergebnis stellt sich nämlich immer heraus, daß die Aesthetik der preussischen Polizei sich mit der bürgerlichen Presse durchaus nicht vereinigen lassen will, aus welchem Grunde man sich darum beim Oberverwaltungsgericht beschweren geht. Als Herr von Jagow auch den Freien Volksbühnen die Zensur aufdrängen wollte, fiel der Jammer der preussischen Polizeiaesthetik einigen liberalen Zeitungen darum auch so schwer auf die Seele, daß sie in der Angst ihres Gemüts an die Errettung eines „literarischen Weirats“ dachten. Nicht wahr? Wenn die Aesthetik der preussischen Polizei nur erst durch einen „literarischen Weirat“ gehörig erweitert und vertieft wird, werden die barbarischen Kunstverbote des Staates ganz von selber wegfallen. Der preussische Staat kann ja gar nicht so banausisch und roh sein, ein Kunstwerk verbieten zu wollen, das von einem ganzen „literarischen Weirat“ als echt und sittlich bezeichnet wird. Es handelt sich ja offenbar in allen Fällen um die fragwürdige ästhetische Intelligenz der preussischen Polizei, und dieser Fragwürdigkeit hilft man doch am besten ab, wenn man Herrn von Jagow und seine bildungsfähigen Schuppleute in einen ästhetischen Kurfus steckt!

Nun, es gibt in der ganzen Welt nichts, was dem Staat so gleichgültig wäre, wie die Frage, ob ein Kunstwerk echt und sittlich oder unecht und unsittlich sei. Wie wenig dem Staat die Unsittlichkeit auf die Nerven fällt, beweist jedem ein einfacher Spaziergang durch die nächste Friedrichstraße. Die Damen, die hier nächstlicherweile zu promenieren pflegen, haben es geradezu darauf abgesehen, die „Sittlichkeit“ des preussischen Staates zu ruinieren; mit allen Mitteln des weiblichen Raffinements versuchen sie, den unschuldigen Jüngling aufzuklären und den braven Ehemann vom Pfade der Tugend abzulenken. Sie entfalten ihre Reize in einer so handgreiflichen Weise, daß demgegenüber selbst die heftigste Dichtung kühle Schattentemperatur aufweist. Ihre Kleidung ist darauf angelegt, alles hervorzuheben, zu unterstreichen und zu entblößen, was irgendwie die Sittlichkeit des preussischen Staatsbürgers mit einigem Erfolge erschüttern könnte, und sie haben dabei den Vorzug, daß die Tugend sich nur auf den kleinen Katechismus stützen kann, während ihre Reize eine ungleich lodendere Sprache reden. Stürzt sich der Staat nun etwa in die Kosten moralischer Entrüstung, wenn er das nächste Kesseltreiben gewahrt, das in jeder einzigen Nacht gegen die Tugend seiner biederen Untertanen veranstaltet wird? Es fällt ihm gar nicht ein; dazu ist der preussische Staat viel zu vernünftig. Umgekehrt, umgekehrt: er führt die schönen Kinder auf das Polizeipräsidium, trägt sie dort in saubere Listen ein, sorgt angeblich dafür, daß sie auch hübsch gesund bleiben und sagt dann zu seinen biederen Untertanen: „Seht Ihr wohl! Also väterlichliche Sorge ich für Euer Wohl! Nun könnt Ihr mit viel größerer Gelassenheit der Unsittlichkeit frönen, denn nun habt Ihr eine gewisse Garantie dafür, daß Ihr nicht krank werdet.“ Auch in den Vorbellen wird ja immerhin einiges an „Unsittlichkeit“ geleistet, nichtsdestoweniger aber pflegen die offiziellen Herren sehr zugedöpft zu sein, wenn ihnen verdrehte Sittlichkeitsapostel in diesem Punkte mit moralischen Erörterungen kommen. Liegen die Dinge aber so, kann man beim besten Willen auch der Kunst gegenüber unmöglich „sittliche“ Bedenken vermuten.

Wie gleichgültig dem Staat alle künstlerischen Erwägungen sind, geht schon daraus hervor, daß die Siegesallee noch immer nicht rasiert und die schauerlichen patriotischen Delbrude noch immer nicht verboten sind. Wenn der preussische Staat ein Kunstwerk verbietet, hat er schon seine Gründe und es sind von seinem Standpunkt aus durchaus wohlwolligere Gründe, nur daß sie weder mit der „Sittlichkeit“, noch mit der Kunst auch nur das geringste zu tun haben. Die „Unsittlichkeit“ in den Begründungen solcher Verbote ist eine offizielle Phrase, hinter der sich ganz etwas anderes verbirgt. Und um dieses Andere ist es dem Staat ausschließlich zu tun.

Als Tolstois „Macht der Finsternis“ in Deutschland aufschaukte, wurde es belanntllich zunächst als unsittlich verboten. Nun lag es aber und liegt es für jeden auf der Hand, daß das Stück eine tiefere sittliche Aufpredigt ist, die in Reinigung, Buße und Enttühnung mündet. Das konnten alle sehen; nur der preussische Staat war in diesem Punkte anscheinend blind geworden. Und während die „Macht der Finsternis“ so als „unsittlich“ nicht gegeben werden durfte, konnten die verkauftesten französischen Schwänke ungehindert hundertmal wiederholt werden, konnten die Chansonetten immer neue Methoden erfinden, dem männlichen Publikum die Reize ihrer Glieder zu enthüllen, konnten die Couplet-sänger mit immer neuen Pointen die Lüsterheit kühn.

Warum aber stand es nun trotzdem wie mit einem Hammer in den preussischen Polizeischädeln eingehämmert, daß Tolstoi un-

sittlich, die französischen Schwänke, das Variete und die Friedrichstraße aber sittlich seien? Nun, weil Tolstoi düstere soziale Bilder entrollte und weil der preussische Staat es nicht liebt, wenn düstere soziale Bilder aus einer *Motiv* *auswärt* werden, für deren Ruhe er zu sorgen *hat* *zustoi* *versündigte* sich am staatlichen *Interesse*, am staatlichen Zweck; er zerstörte die *stumpfe* Ruhe und die satte Selbstzufriedenheit, mit der diesem Staat einzig und allein gebient ist. Laten nun etwa die französischen Schwänke, das Variete und die Friedrichstraße das gleiche? Gott bewahre, sie arbeiteten vielmehr dem Staat in der vorteilhaftesten Weise in die Hände! Wer sich an schlüpfrigen Ehebrüchen ergötzt, wird vielleicht durch den Blödsinn dieser Schwänke selber blödsinnig werden, ein Aufrührer aber wird er bestimmt nicht. Die Stammgäste, die sich über nackte Kriolbeine freuen, denken gar nicht daran, dem preussischen Staat das Leben schwer zu machen, und die geschminkten Damen der Friedrichstraße versorgen in sexueller Beziehung alle die, die in der besten aller Welten keine Ehe gründen konnten. Wie man also sieht, handelt es sich vom Standpunkt des Staates aus um eine durchaus harmlose und nützliche Gesellschaft, und darum mußte Tolstoi mit einem Gummischlauch über den Kopf geschlagen werden, während sich gleichzeitig die Huren an der Tafel der polizeilichen Erlaubnis breit machen konnten. Das staatliche Interesse ist für das staatliche Verbot ganz allein ausschlaggebend und alles, was der Staat von Moral und Kunst urmelt, ist Lüge und Verstellung. Aus dem Grunde ist es auch eine so herzerbrechende Kinderidee, der preussischen Polizei durch einen „literarischen Veirat“ ein ästhetisches Wissen einpausen zu wollen, nach dem sie gar nicht verlangt und das ihr nur hinderlich wäre. Wer ein staatliches Kunstverbot wirksam zu bekämpfen trachtet, muß das politische oder soziale Interesse bloßlegen, das sich hinter dem Verbot verbirgt, und dieses Interesse muß er dann zu durchkreuzen suchen. Wenn beispielsweise der Staat ein Drama verbietet, weil es eine Kritik des Offizierkorps enthält, muß in der Presse mit einer Kritik eben dieser Körperschaft geantwortet werden, bei der dem Staat himmelangst wird. Dann werden die Zensurverbote vom Standpunkt des Staates aus nutzlos, dann wird die Kritik doch erreicht, die durch die Unterdrückung des Dramas verhindert werden sollte, und dann vergeht dem biedereren Staat die Lust nach neuen dramatischen Lorbeeren. Wer mit dem Staat sittlich oder künstlerisch debattiert, unterstüßt die Lüge, als handle es sich überhaupt um ein sittliches oder künstlerisches Verbot. Wer aber mit der publizistischen Klinge das politische Interesse zu treffen weiß, trifft den Kern all dieser Verbote und wenn er Glück hat, kann er ihn in dem einzelnen Fall sogar durchschneiden. Die staatlichen Kunstverbote sind keine Sache des ästhetischen, sondern ausschließlich eine solche des politischen Kampfes und darum soll man den preussischen Polizeischädeln auch keine Aesthetik einpausen, sondern soll ihnen die Macht des freiheitlichen Volkes zum Bewußtsein bringen. Erst mit dem Sieg der Volksfreiheit wird auch der Sieg über die vormärzliche Kunstzensur errungen sein.

## Gehirnlokalisationen.

Von Georg Wolff.

### I.

Wir wissen heute mit großer Bestimmtheit, daß den Funktionen unseres Körpers ein an bestimmter Stelle lokalisiertes Zentrum im Gehirn entspricht. Tierexperimente und die scharfsinnige Bewertung der am kranken Menschen gemachten Erfahrungen haben uns gelehrt, daß z. B. alle unsere Muskelbewegungen von einem genau umschriebenen Zentrum in der grauen Rindensubstanz des Großhirns reguliert werden. Unsere Kenntnis dieser Zentralisation ist sogar sehr weit fortgeschritten; wir kennen genau den Sitz des Bein-, Arm-, Handzentrums im Gehirn, wir können sogar die einzelnen Muskeln, die die Bewegungen der genannten Teile hervorrufen, zum Teil für sich lokalisieren; wir wissen genau, wo die mimische Gesichtsmuskulatur, wo die Muskeln, die einen so komplizierten Vorgang wie das Sprechen ermöglichen, ihr nervöses Äquivalent im Gehirn haben. Alle diese motorischen Zentren haben ihren Sitz in der vorderen Zentralwindung des Stirnlappens, und zwar stets auf der der betreffenden Körperhälfte entgegengesetzten Seite des Gehirns. Das Zentrum für die Muskeln des linken Beines liegt also auf der rechten Seite des Großhirns; das hat seinen Grund darin, daß die Nervenfasern, die von den motorischen Zentren nach den einzelnen Muskeln ziehen, sich alle an bestimmter Stelle vor ihrem Austritt kreuzen. Auch unsere Empfindungen, soweit sie uns durch die Sinnesorgane vermittelt werden, sind genau im Gehirn lokalisiert; wir kennen sehr gut den Sitz des Sehzentrums im Hinterhauptslappen und wissen ebenso, daß Hören, Riechen und Schmecken eine anatomisch umschriebene Lokalisation in unserem nervösen Zentralorgan haben. Noch nicht so gut sind wir über den Sitz des Zentrums für die Temperaturempfindung unterrichtet. Die Empfindung des Druckes, der Wärme, der Kälte, des Schmerzes, die durch die sogenannten sensiblen Nerven von den peripheren (äußeren) Teilen des

Körpers gehirnwärts geleitet werden, haben ihren Sitz wahrscheinlich im Scheitellappen des Gehirns; genau sind wir indes über den zentralen Sitz der Sensibilitätsformen nicht orientiert, jedenfalls lange nicht so präzise wie über die Lokalisation der motorischen Zentren. Von ihnen gehen die motorischen Nerven aus, die die Bewegungen der einzelnen Muskeln veranlassen. Die motorischen Nerven ziehen also vom Gehirn *fort* nach den peripheren Teilen unseres Körpers, nach allen Stellen, wo Muskeln vorhanden sind und eine Innervation (Nervenbeeinflussung) erfordern; sie verlaufen also genau entgegengesetzt den sensiblen Nerven, die Einbrüche der Außenwelt zentralwärts, d. h. nach dem Gehirn, leiten.

Wenn wir heute über die Gehirnlokalisation vieler körperlicher Funktionen gut unterrichtet sind, so verdanken wir dies ausschließlich den strengen naturwissenschaftlichen Methoden, die die experimentelle Psychologie und die Psychiatrie auf einen neuen Standpunkt gestellt haben. Ebenso genau wie wir wissen, daß die Geisteskrankheiten Erkrankungen unseres nervösen Zentralorgans, des Gehirns, sind, ebenso gut wissen wir heute, daß auch die Funktionen des normalen Menschen einen bestimmten anatomisch umgrenzten Sitz im Gehirn haben. Zu wie verfehlten Resultaten man auf diesem schwierigen Gebiet kommen muß, wenn man sich nicht von experimentell begründeten, naturwissenschaftlichen Methoden, sondern lediglich von einer freien Spekulation leiten läßt, lehren die später so viel verachteten Ergebnisse des berühmten Franz Joseph Gall, der schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts alle bösen und schlechten Eigenschaften des Menschen an einen bestimmten Platz im Gehirn lokalisierte. Für ihn nahm der Witz, die Gutmütigkeit, der Kunstsinne, die Kinderliebe usw. eine bestimmte Stelle des Gehirns ein, und seine und seiner Schüler besondere Kunstfertigkeit war es, auch äußerlich an geringen Erhöhungen und Vertiefungen des knöchernen Schädels, an den überall bestehenden kleinen Differenzen die besonderen Eigenheiten des Individuums festzustellen. Es liegt auf der Hand, zu welchen argen Täuschungen, die sogar die Grenze des Schwindelhaften oft berührten, solche durch nichts begründete Spekulationen führen mußten. Immerhin muß man Gall, der in seiner Kritikallosigkeit lange nicht so weit wie seine Schüler ging, das Verdienst zuerkennen, zum ersten Male für eine anatomische Lokalisation unserer Kundgebungen im Gehirn eingetreten zu sein. Freilich machte er nicht den Versuch, seine Gedanken experimentell zu begründen, die einzelnen Zentra im Gehirn aufzusuchen, durch Ausfallserscheinungen ihren Sitz zu ergründen, sondern verlegte lediglich nach Gutdünken die einzelnen Eigenschaften an die von ihm bezeichneten Stellen. Natürlich zeigen seine Resultate nicht im entferntesten eine Übereinstimmung mit unseren heutigen Forschungen, die lediglich das Ergebnis gehirnpfysiologischer und anatomischer Studien sind.

Wichtige Studien über den zentralen Sitz der Körperfunktionen haben wir an Individuen machen können, denen aus irgend einem Grunde die Eigenschaften eines bestimmten Zentrums verloren gegangen waren, an den sogenannten *Ursfall* Erscheinungen dieser Menschen. Eigenschaften, die vorher vorhanden waren, fallen aus, wenn das zu ihnen gehörige Gehirnzentrum vernichtet wird. Am Tiere hat man es leicht, durch eine künstliche Verletzung des Gehirns an bestimmter Stelle die dadurch hervorgerufenen Ausfälle zu registrieren; nicht so beim Menschen. Wir sind hier auf die Beobachtungen am Kranken angewiesen; die Tierexperimente lassen sich nur mit größter Vorsicht verwerten, denn in nichts unterscheiden sich Mensch und Tier mehr als in der Ausgestaltung des Gehirns, das für die Entwicklung der Tierreihe das zweifellos am meisten kennzeichnende Organ darstellt. Immerhin sind zahlreiche Übereinstimmungen in dem Gehirn des Menschen und dem der höheren Tiere ganz offenbar vorhanden. Aus den krankhaften Zuständen des menschlichen Gehirns und den Ausfallserscheinungen, die sie hervorrufen, können wir aber ungenau viel hinsichtlich der Lokalisation lernen, da in nicht seltenen Fällen Menschen, deren Leiden genau bekannt waren, zur Sektion kommen und pathologische Veränderungen des Gehirns aufweisen, die wichtige Rückschlüsse auf das Leben gestatten. So haben uns die häufig auftretenden halbseitigen Lähmungen genau über den Sitz der motorischen Nervenzentra und den Verlauf der von ihnen ausgehenden motorischen Nerven unterrichtet; halbseitig sind die Lähmungen deshalb in den meisten Fällen, weil die Zentren der beiden Seiten und auch die von ihnen ausgehenden Nervenfasern im Gehirn ziemlich weit voneinander liegen. Frend ein pathologischer Prozeß, eine Blutung oder eine Neubildung oder dergleichen betrifft meist nur die eine Seite des Gehirns, während die andere verschont bleibt und damit die ihr entgegengesetzte Seite des Körpers; verlaufen die Nervenfasern hingegen sehr dicht beieinander, wie es in dem räumlich begrenzten *Nüdenmark* der Fall ist, so werden durch einen sich hier ausbreitenden Krankheitsherd alle Nervenfasern betroffen, und es kommt infolgedessen zu einer doppelseitigen Lähmung. In der Tat lassen sich Erkrankungen der Rückenmarkssubstanz von solchen des Gehirns dadurch schon unterscheiden, daß die ersteren eine Lähmung beider Körperhälften gleichzeitig hervorrufen, während vom Gehirn ausgehende Lähmungen in der Regel einseitig sind. Deshalb die bekanntesten einseitigen Lähmungen bei den sogenannten Schlaganfällen; sie werden meist hervorgerufen durch das Verstopfen eines Gefäßes, dessen Blut sich in eine Stelle des Gehirns ergießt, an der die motorischen Nervenfasern

liegen. Durch den Druck werden die empfindlichen Nervenbahnen geschädigt; es kommt zu einer Lähmung, die dauernd ist, wenn die Nervensubstanz absolut vernichtet ist, die vorübergeht, wenn nur der Resorption des ergossenen Blutes der alte Zustand wieder eintritt. <sup>Wiss.</sup> Menschen, die durch einen solchen Schlaganfall den Gebrauch ihrer Gliedmaßen auf einer Seite, ja sogar das Sprachvermögen verloren haben, können deshalb nach wenigen Tagen wieder völlig gesund werden, auch in den Westy ihrer Sprache wieder kommen, wenn keine dauernde Schädigung an der Nervensubstanz ihres Zentralorgans geschehen ist.

Durch das Studium der Ausfallerscheinungen zusammen mit dem Vergleich des an der Leiche gewonnenen Befundes, durch die Tierexperimente, durch die ungemein verbolksommneten mikroskopischen und mikrochemischen Untersuchungsmethoden konnten bisher schon eine Menge von Gehirnzentren festgestellt und anatomisch ziemlich genau abgegrenzt werden; sehr vieles von der unendlich komplizierten Struktur unserer Gehirnmasse ist uns noch heute ein verschlossenes Buch. Von den Zentren, die sämtlich in der grauen Substanz des Gehirns ihren Sitz haben, in der sogenannten Hirnrinde, während in der weißen Substanz die zahllosen Nervenfasern ihren Verlauf nehmen, die von den Zentren fort- oder zu ihnen hingehen oder die verschiedenen Zentra in leitende Beziehung bringen, sind uns eine große Reihe bekannt. Wir kennen die verschiedenen Zentren unserer Muskelstätigkeit, die sogenannten motorischen Zentren, das Sprachzentrum, das, wie wir noch sehen wollen, in zwei Teile scharf entsprechend der Physiologie der Sprache zu gliedern ist, ferner die Sinneszentren, in denen die durch das Auge, das Ohr, das Niesch- und Schmeckorgan aufgenommenen Eindrücke der Außenwelt verarbeitet werden. Auch der Tastsinn, der über die ganze Körperoberfläche verbreitet ist, uns vermöge der sensiblen Nerven über Druck-, Wärme-, Kälteerscheinungen unterrichtet, hat eine bestimmte Region in der grauen Substanz des Gehirns für sich.

Es erhebt sich nun die wichtige Frage, ob und in welcher Weise unsere höheren geistigen Funktionen, unsere intellektuellen und moralischen Qualitäten im Gehirn lokalisiert sind. Alle die vorher genannten Zentren dienen der Ausübung körperlicher Funktionen, der Bewegung von Gliedmaßen, der Artikulation der Sprache oder der Aufnahme von Sinnesindrücken. Die Ausübung unseres Intellektes, die Bildung von Gedanken und Begriffe, die Kombinations- und Urteilsfähigkeit sind völlig andersartige Funktionen unseres Gehirns. Können wir auch diese höheren geistigen Funktionen lokalisieren? Ihnen hätten wir noch das Gedächtnis, die Erinnerung an frühere Bewußtseinsvorgänge anzuschließen. Die große Menge unserer moralischen und ethischen Vorstellungen, die zahlreichen Abarten der intellektuellen Vergabungen müßten dann eine bestimmte Lokalisation erfahren können. Unsere anatomischen und physiologischen Kenntnisse lassen uns hierbei im Stich. Wir erwänten, daß der eingangs genannte Gall der Ehrfurcht und Kinderliebe, dem Witz und der Ironie einen umschriebenen Platz im Gehirn zugewiesen hat, also Charaktereigenschaften, die lediglich von verschiedenen Graden der Urteils- und Kombinationsfähigkeit und der ethischen Vorstellungen des einzelnen abhängig sind. Wir wissen, daß Gall ohne irgendeine experimentelle Grundlage seine berühmten Lokalisationen bestimmte; wir haben auch heute noch keine Handhabe dafür, daß unsere höheren geistigen Funktionen, unsere intellektuellen und moralischen Eigenschaften an einen bestimmten, eng umschriebenen Platz gebunden sind, in der gleichen Weise etwa wie die Sehempfindung oder die Sprachausübung. Während wir aus zahlreichen Fällen von Herberkrankungen des Gehirns den Sitz der motorischen und der Sinneszentren feststellen konnten, hat man einen einzelnen Ausfall höherer Funktionen, etwa des Witzes oder der Gottesfurcht oder dergl. kaum beobachtet. Hingegen kennen wir viele Gehirnerkrankungen, die mit einer allgemeinen Schwächung des Intellektes einhergehen. Die Gesamtheit der moralischen und intellektuellen Fähigkeiten ist bei ihnen in hohem Maße in Mitleidenhaft gezogen. Die verschiedenen Formen der Demenz (Verblödung) sind solche Allgemeinerkrankungen des Gehirns; der allgemeinen Schädigung der Hirnsubstanz entspricht die allgemeine Einbuße, die bei ihnen der Intellekt genommen hat. Das Urteil des Dementen ist je nach dem Grad seiner Erkrankung mehr oder weniger geschädigt, deshalb haben seine moralischen und ethischen Vorstellungen in allen ihren verschiedenen Variationen gelitten; seine Kombinationsgabe ist mehr oder weniger beeinträchtigt, deshalb ist jedes planmäßige Denken bei ihm erloschen; sein Gedächtnis ist in vielen Fällen verloren gegangen und damit die Fähigkeit, aufgetragene Befehle wie früher zur Ausführung zu bringen. Der allgemeinen und mit der Dauer der Erkrankung immer mehr fortschreitenden Paralyse der Gehirns substanz entspricht die allmähliche Auflösung des Intellektes.

## Kleines Feuilleton.

### Erziehung und Unterricht.

Vom Wert der Respektlosigkeit. Es wird gut sein, der Jugend, wenn sie in die Jünglingsjahre tritt, zu sagen, daß alle großen geistigen und moralischen Erfolge ein starkes Selbst-

vertrauen und damit verbunden Mangel an Autoritätsglauben voraussetzen. Kopernikus hatte keine Furcht vor der Bibel, er hätte sonst die Astronomie nicht reformieren können, Luther fürchtete nicht den Papst, <sup>1544</sup> die Mönche und die ganze katholische Kirche, Galilei fürchtete weder Bibel noch <sup>1632</sup> Papst, sonst hätten alle seine Geisteskräfte nicht hingereicht, die moderne <sup>1687</sup> Wissenschaft zu begründen, und so sind Descartes, Giordano Bruno, Spinoza, <sup>1701</sup> Rousseau, Voltaire alle respektlos gewesen gegen die Autoritäten, die sie <sup>1751</sup> stürzen mußten, um selbst wirken zu können. Voltaire zumal, der vor nichts in der Welt Furcht hatte, und nie auf halbem Wege stehen blieb, der deshalb als Kämpfer, Erwecker, Aufklärer, Umlenkbrecher unübertroffen ist, als Minister, als Feind jeden hohlen Wesens und falschen Scheines, als der Mann, der jede Maske herunterreißt, dessen Schriften, Schlächten, und zwar lauter gewonnene Schlächten sind, der alle Bastionen des Mittelalters müde schoß und mehr als irgend ein anderer Mensch dank der Gesundheit seines Naturells zum Feind allen dumpfen Hinbrütens in geisteszerrütendem Phantasienspiel wurde. „Statt des Hims- und herzlosen Respektes, den man heute der Jugend predigt, lehre man sie Achtung vor jedem ehrlichen Strebenden, vor jeder selbstervorbeneu und manhaft verteidigten Ueberzeugung.“

Man gebe ihr Hebbels und Emersons Schriften in die Hand. Da wird sie Mannhaftigkeit verstehen und lieben lernen. Man nähre ihre Selbstachtung, den Stolz auf ihre Eigenart, den Willen, ihre eigene Persönlichkeit zu entwickeln, zu behaupten und durchzusehen.

Man lasse Ueberzeugungen wachsen und gebe alles Denken frei, man schütze und ehre das freie Wort — und mit Staunen wird man erfahren, wie viele Männer in Deutschland erstehen. Regierung, Schulen, Eltern und Erzieher sind nicht dazu da, das geistige und sittliche Wachstum zu hemmen, sondern ihm eine freie Entwicklung zu sichern. Kultur wird von Regierung und Behörden nicht geschaffen, sondern bestenfalls geschützt. Eine Regierung, die sich anmaßt, das Geistesleben ihres Volkes in Religion, Wissenschaft und Kunst zu kommandieren, zerstört oft mehr geistige Werke, mehr Menschenglück, mehr Lebens- und Entwicklungskeime als blutige Kriege. Nichts ist demoralisierender für ein Volk, als die Stidluft einer Gefindestube, vermischt mit dem Wehrauchdunst der Höslinge und der Kerker. Das ist wahrhaft männermordend.“

Dieser herben klaren Wahrheiten spricht L. Gurlitt, der bekannte Schulreformer, aus, aber wie alle bürgerlichen Ideologen begehrt er den verhängnisvollen Irrtum, die Abhilfe von der gleichen Gesellschaft und der gleichen Regierung zu erwarten, die er so schonungslos kennzeichnet. Dieses ewige, akademische „Man lasse u. a.“ ist auch männermordend.

### Geographisches.

W. M. Davis und G. Braun, Grundzüge der Physiogeographie. Mit 126 Abbildungen (Verlag W. G. Teubner, Leipzig 1911, Gebd. 6,60 M.) Die letzten Jahrzehnte haben einen gewaltigen Aufschwung der geographischen Wissenschaften gebracht, vor allem insofern, als die Erd- und Länderbeschreibung der alten Schule vollständig aufgegeben worden ist. Wir wollen heute mehr, wir wünschen eine Erklärung der Erscheinungen, ein Eingehen und Tiefergehen, wir wünschen ferner eine Verknüpfung von Wissenschaft und Leben, eine Darlegung der großen Zusammenhänge. Die Geographie, die Wissenschaft von der Erde als Wohnsitz der Menschen, soll die natürlichen Zustände der Erde uns als die leitenden Einflüsse für die Entwicklung der Menschheit ansehen lehren. Geographie im ganzen läßt sich jedoch nicht betreiben, wenn man nicht die Einzelercheinungen seiner Umgebung in ihrem Wesen und Wirken, in ihren Ursachen und Folgen untersucht hat. Daran litt aber bis jetzt unsere deutsche geographische Literatur, an dem Mangel eines guten Leitfadens, der die erdgegeschichtlichen Verhältnisse und Vorgänge — etwa die Entstehung von Gebirg und Tal, Lebenslauf der Flüsse usw. — im Zusammenhang erklärt und ihre mittel- und unmittelbare Einwirkung auf das Leben des Menschen aufgebeht hätte. Diese Lücke ist nun ausgefüllt durch das obengenannte Buch zweier tüchtiger Fachleute, des bekannten amerikanischen Austauschprofessors und des jungen Berliner Privatdozenten. Die „Grundzüge der Physiogeographie“ behandeln, immer in den Beziehungen des Menschen zu seiner Umwelt, die Erdkruste im ganzen, Lufthülle und Meer in ihren mannigfachen Einwirkungen auf Menschenleben und -kultur, die Formen der Landschaft, ihr Werden und Vergehen unter dem Einfluß der Kräfte des Erdinneren, des Wassers und Klimas. Gewiß werden da und dort in dem Buch noch Verbesserungen und Ergänzungen anzubringen sein; z. B. sind nicht alle Abbildungen gleichwertig. Aber alles in allem genommen, verdient das Buch warm empfohlen zu werden. Die beiden Gelehrten haben es verstanden, in gedrängter Form eine Fülle von Material und Anregungen zu bieten; die Anschaulichkeit wird durch ausgiebige Verwendung der so instruktiven Vloddiagramme gefördert, und wer sich weiter vertiefen will, dem ist durch Karten- und Literaturnachweise die Möglichkeit dazu gegeben. Populär etwa wie ein Kosmosbändchen ist das Buch nicht. Aber es ist nicht so jäher verständlich, daß ein Arbeiter, der mit Lust und Liebe zur Sache herangeht, es nicht mit Erfolg und Nutzen durchstudieren könnte. Wenn der Preis für den Einzelnen zur Anschaffung auch vielfach zu hoch sein dürfte, so sollte doch jede Arbeiterbibliothek, der es auf eine gediegene naturwissenschaftliche Bibliothek antommt, das Buch in ihren Bestand aufnehmen.

er.